

Bergwald – quo vadis?

Klimaänderung: Gefahr oder Chance für die Wälder der Alpen?

Von *Ernst Jobst*

Die Tatsache, daß sich innerhalb der letzten 120 Jahre die mittlere Jahrestemperatur der bodennahen Luftschichten weltweit um ca. 0,7°C erhöht hat, daß ferner in den letzten 10 - 15 Jahren eine ebenso weltweite Zunahme katastrophenartig ablaufender Witterungsereignisse (Starkregenfälle, Stürme) zu verzeichnen ist, legt die Vermutung nahe, daß damit der Beginn einer Wärmeperiode eingeleitet wird. Dies ist umso wahrscheinlicher, als der Wechsel zwischen wärmeren und kälteren Perioden offensichtlich zum Normalablauf unseres Klimageschehens gehört. Nachdem historisch einigermaßen sicher belegbar ist, daß während der vergangenen 2000 Jahre zweimal solche Ereignisse im alpinen Raum stattgefunden haben und dies weder zu einem Exodus der Bevölkerung noch zu einer ernsthaften Gefährdung der Bergwälder geführt hat, könnte man versucht sein, auch in Bezug auf die letztgenannten beruhigt in die Zukunft zu blicken. Eine solche Hoffnung wird sich jedoch aus mehreren, nachstehend aufgeführten Gründen als trügerisch erweisen:

- Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein war die Arten- und genetische Vielfalt der Bergwälder so groß, daß in Hinblick auf ihre Verjüngung gewissermaßen immer wieder „aus dem Vollen“ geschöpft werden konnte. Angesichts der vor allem in den beiden letzten Jahrhunderten fast ausschließlich durch menschliche Einflußnahme herbeigeführten Verarmung an Mischbaumarten und dem damit verbundenen Überhandnehmen

von Nadelholzreinbeständen hat sich die Ausgangslage grundlegend in negativer Weise geändert.

- Dazu hat die bis etwa Anfang des 19. Jahrhunderts vollzogene Ausrottung des Raubwildes und die damit möglich gewordene, waldfeindliche Überhege der Schalenwildbestände maßgeblich beigetragen.
- In dieselbe Richtung wirkte sich eine vor allem nach dem 30-jährigen Krieg einsetzende Ausweitung der Wald-Weide- und Streunutzung mit ihren bekannten waldschädlichen Folgen aus.
- Erst seit relativ kurzer Zeit ist eine ständig in Zunahme begriffene Belastung der Alpenwälder durch den Fremdenverkehr, Bergtourismus und durch die Ausübung z. T. extremer Sportarten zu verzeichnen.
- Zu nennen sind schließlich die erst jüngst auftretenden, neuartigen, zivilisatorisch bedingten, teils unmittelbar durch die Luft, teils mittelbar über die Böden einwirkenden Waldgefährdungen.

Die zur Wiederherstellung gesunder, widerstandsfähiger und landeskulturell zufriedenstellender Bergwälder zu ziehenden Konsequenzen ergeben sich daraus von selbst. Angesichts des bedauerlichen Umstandes, daß auch bei größten, eigenstaatlichen Anstrengungen die neuartigen Waldschäden nur durch

weltweit zusammenwirkende Maßnahmen und deshalb voraussichtlich nur sehr langsam und gewissermaßen „millimeterweise“ reduziert werden können, sind alle in eigenen Zuständigkeiten und Möglichkeiten liegenden Bestrebungen um so rascher und nachhaltiger in die Wege zu leiten. Dies sind:

- Eine großflächige Absenkung der Schalenwildbestände mit dem Erfolgsziel, daß sich alle standortgemäßen Baum- und Straucharten ohne zusätzliche Schutzmaßnahmen wieder einbringen und auch künftig natürlich verjüngen lassen.
- Die konsequente Weiterführung der schon bisher mit gutem Erfolg eingeleiteten Maßnahmen zur Trennung von Wald und Weide.

– Der Verzicht auf weitere Erschließungen zur Förderung von Fremdenverkehr und Bergtourismus sowie der Rückbau und die Renaturierung von Anlagen, die sich als zu weitgehend und belastend für die Bergwälder der Alpen erwiesen haben.

Nur die strikte und unverzüglich einzuleitende Erfüllung dieser genannten Forderungen wird wieder Bergwälder entstehen lassen, die den Ansprüchen auf Rohstoffleistung und auf Schutz- und Wohlfahrtswirkungen gerecht werden.

Die Tatsache, daß sich innerhalb der letzten 120 Jahre – aus welchen Gründen auch immer – die mittlere Jahrestemperatur der bodennahen Luftschichten um $0,7^{\circ}\text{C}$ weltweit erhöht hat und daß in den vergangenen 10 - 15 Jahren eine ebenso weltweite Zunahme katastrophenartig ablaufender Witterungsereignisse (z.B. monsunartige Starkregenfälle, Stürme) zu verzeichnen ist, gibt zur Vermutung Anlaß, daß damit der Beginn einer Wärmeperiode eingeläutet wird. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme erhöht sich nicht zuletzt aus unserem Wissen, daß ein solcher Wechsel von kälteren zu wärmeren Perioden auch in der erdgeschichtlich kurzen Zeit der vergangenen 10.000 Jahre schon mehrmals stattgefunden hat, also gewissermaßen zum „Normalablauf“ des Klimageschehens auf unserem Planeten gehört. So hat KARL (22) ein anschauliches und beweiskräftiges Bild über den Klimazyklus dieses Zeitraumes und seine Folgen im Alpengebiet erstellt. Dabei wird für die letzten 2000 Jahre eine Warmzeit dokumentiert, die etwa um 200 v. Chr. beginnt und als Klimaoptimum der Römerzeit bis etwa 400 n. Chr. dauert, ihr folgte eine, als „Pessimum der Völkerwanderungszeit“ bezeichnete Kälteperiode, der ihrerseits eine neue, etwa um das Jahr 800 n. Chr. beginnende und um 1250 n. Chr. endende mittelalterliche Warmzeit folgte. Daran schloß sich wiederum eine kältere Periode mit dem Höhepunkt einer „kleinen Eiszeit“ etwa zwischen 1600 und 1750 an, deren Beendigung wir derzeit möglicherweise entgegengehen oder deren Ende bereits eingetreten ist.

In Bezug auf den Alpenraum kommt KARL (22) zu dem Ergebnis, daß weder die frühere noch die mittelalterliche Wärmeperiode die Bewohnbarkeit dieses Gebietes nicht nur nicht eingeschränkt, sondern eher gefördert hat, worüber beispielsweise die Gründung von (inzwischen wieder aufgegebenen) Dauersiedlungen in Form von Viehhöfen und Schwaigen bis in eine Höhenlage von 2000 m ü. NN und der Bau von zahlreichen Burgen und Klöstern Zeugnis ablegt, deren herrschaftliche Bewohner auf die Versorgung durch eine blühende Landwirtschaft angewiesen waren. Eben- sowenig verursachte der folgende Kälteeinbruch etwa einen Exodus der alpenländischen Bevölkerung; wie gut diese mit den wiederum veränderten Lebensverhältnissen zurechtgekommen ist, davon sprechen die

aus dieser Zeit stammenden Zeugnisse gotischer und barocker, sakraler und profaner Bauwerke eine beredete und überzeugende Sprache.

Was das Schicksal der im vorliegenden Zusammenhang besonders interessierenden Bergwälder anlangt, sei zunächst nochmal auf die einschlägigen Ausführungen KARLS (18, 22) zurückgegriffen:

„Auf die Bergwälder wirkten sich die Klimaschwankungen wegen der langen Lebensdauer und der großen ökologischen Spannweite der bestandsbildenden Baumarten, wenn überhaupt, nur langsam und stark zeitversetzt aus. So konnten Fichten, Zirben, Lärchen mit ihrer Lebenserwartung von 500 Jahren kürzere Klimaschwankungen mit einer Baumgeneration überbrücken, ganz abgesehen davon, daß sich Wälder ein eigenes Bestandsklima schaffen, das auch nachfolgenden Generationen ein Fortkommen ermöglicht. Die Höhenverbreitung der Wälder steht zwar im engen Zusammenhang mit dem Großklima, daneben spielen aber auch Standortverhältnisse wie Moore, Schutthal- den, Felswände eine Rolle. Pollenanalysen und Holzfunde belegen, daß in Warmzeiten die Waldgrenze, standörtliche und klimatische Eignung vorausgesetzt, um 200 bis 300 m höher lag als in der Gegenwart. Am Artengrundbestand hat sich seit 5000 Jahren nichts geändert, der Artenanteil wurde allerdings seit mindestens 1000 Jahren vom Menschen mehr oder weniger stark verändert. Die ökologische Spannweite der Waldbäume ist in den Alpen erstaunlich groß. Sehen wir von wärmebedürftigen, frostempfindlichen Arten ab, so stellen wir beispielsweise bei der Fichte eine Höhenverbreitung in den Alpen zwischen Höhenlagen von 2000 Metern und Vorkommen in Talbereichen um 400 Meter fest. Die prognostizierten schnee- armen Winter würden die in jüngster Zeit von der Zerstörung durch Kriechschnee und Waldlawinen bedrohten Steilhangwälder bewahren und damit ganz wesentlich zur Sicherheit der besiedelten Täler beitragen.“

Beginnend mit der mittelalterlichen Warmzeit mußten die alpinen Wälder aufgrund der starken Bevölkerungszunahme und einer damit verbundenen Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzflächen große Flächenverluste hinnehmen, ein Vorgang – in

besonders anschaulicher Weise von KERNER von MARILAUN (23) beschrieben – der ja bekanntermaßen nicht ohne bis in unsere Zeit hineinreichende Folgen auch für die Schutzfunktionen der verbleibenden Waldbereiche blieb. Auch jetzt gibt es in den Alpen immerhin noch beträchtliche mit montanen und subalpinen Bergwäldern bestockte Flächen, deren Zustand in Bezug auf ihre naturnahen Baumartenanteile und Mischung zumindest bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts im wesentlichen als durchaus befriedigend zu bezeichnen war. Wie MEISTER (29) z.B. für großräumige Waldreviere im Werdenfelser- und Tegernseerland und von BÜLOW (8) für die im Ruppertigau gelegenen, in ihrer Vorratshaltung teilweise stark abgesenkten Salinenwälder nachgewiesen haben. Man kann daher davon ausgehen, daß es der Biozönose Bergwald aufgrund der ihr innewohnenden Selbsterneuerungs- und Anpassungspotenz durchaus gelungen war, mit den beträchtlichen Klimaveränderungen fertig zu werden und diese ohne einschneidende Einbußen an Vitalität zu verkraften. Dies ist umso bemerkenswerter, als zumindest mit Beginn des Mittelalters, das nicht umsonst das „hölzerne“ Zeitalter genannt wird, neben großflächigen Rodungen enorme Anforderungen in Form von Holznutzungen, vor allem für Rüstungszwecke, für die Gewinnung von Salz und den bergmännischen Abbau von Erzen aller Art gestellt worden waren; was immerhin fast bis zur Ausrottung einzelner Baumarten wie z.B. der Eibe geführt hat, worauf noch näher eingegangen werden soll. Später gellten sich in zunehmendem Maße noch Ansprüche in Form von Streu- und Weidenutzungen dazu.

So gesehen könnte also der um den weiteren Fortbestand alpiner Wälder besorgte Forstmann auch angesichts eines möglicherweise erneut sich abzeichnenden Klimawechsels einigermaßen beruhigt in die Zukunft blicken. Dies ist aber aus nachstehend aufgeführten Gründen mit Sicherheit **nicht** der Fall:

1. Eine Änderung der Ausgangssituation infolge der derzeit gegebenen Verarmung an Mischbaumarten und dem damit verbundenen Überhandnehmen der Nadelholzreinbestände;
2. Ein etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts starkes Ansteigen der durch Schalenwild verursachten Schäden;

3. Über mehrere Jahrhunderte sich negativ auswirkende Beeinträchtigungen durch Waldweide- und Streunutzungen;
4. Mannigfaltige, in jüngerer Zeit ständig ansteigende Belastungen der Bergwälder durch Fremdenverkehr, Tourismus und Ausübung diverser Sportarten;
5. Auftreten neuartiger, zivilisatorisch bedingter Waldschäden.

Dies soll in Folgendem näher erörtert und verdeutlicht werden.

Die veränderte Ausgangslage

- Die Bergwälder konnten im Gegensatz zu den gegenwärtigen Verhältnissen bei allen bisherigen Klimaschwankungen – was die Arten- und genetische Vielfalt anbelangte – jedenfalls bis weit in das 18. Jahrhundert hinein sozusagen „aus dem Vollen“ schöpfen, da überall ein noch ausreichender „Vorrat“ an allen standortgemäßen Baum- und Straucharten vorhanden war. Eine Ausnahme bildete schon verhältnismäßig frühzeitig – wie schon angedeutet – die Eibe und bei den Halbbäumen später offenbar die Stechpalme. Angesichts der bei SCHEEDER (33) für die mittelalterliche Rüstungsindustrie genannten Nutzungsmengen muß der Anteil an Eiben an der Gesamtbestockung nicht unbeträchtlich gewesen sein; aber selbst ein 1589 in Bayern erlassenes allgemeines Schlagverbot konnte diese Baumart nicht vor der fast völligen Ausrottung bewahren. Später dürfte der für das Weidevieh gefährliche Giftgehalt dieser Pflanze dazu beigetragen haben, daß sie keine Gnade mehr fand.

Die Wildschäden

- Noch weit entscheidender für den Erhalt aller natürlich vorkommenden Mischbaumarten waren die über lange Zeiträume hinweg vorhandenen, einer natürlichen Äsungskapazität entsprechenden Wilddichten von Rothirsch, Reh- und Gamswild. Darauf muß hier etwas näher eingegangen werden, weil dieser Sachverhalt offenbar auch in der einschlägigen Literatur noch zu wenig

Beachtung gefunden hat. In diesem Zusammenhang sei zunächst einmal darauf hingewiesen, daß das Raubwild in den alpinen Wäldern zumindest bis Mitte des 18. Jahrhunderts Standwild war. So berichtet z.B. IMFELD (12) für den Schweizerischen Kanton Obwalden: „Der Wolf, das gefürchtetste Raubtier, war ursprünglich Standwild, später trat er nur noch sporadisch auf im Kanton, aber jedesmal versetzte er das Volk in Schrecken. Für den Abschluß von Wölfen wurden hohe Prämien bezahlt. Wenn aber den Jägern das Jagdglück nicht hold war, wurden Landesjagden veranstaltet, an denen das ganze Volk teilnehmen mußte. Im Jahre 1833 wurde der letzte Wolf in Obwalden oberhalb von Sarnen erlegt. Der Bär wurde früher in großen Prügelfallen gefangen oder durch Schüsse erlegt. Die letzte Bärenjagd erfolgte 1820 in den Kerner Alpen. Der Luchs wurde früher ebenso zielstrebig ausgerottet wie Bär und Wolf. Nach alten Quellen wurde im Jahr 1781 der letzte Luchs in Obwalden geschossen.“

Als Ergebnis einer vom bayer. Herzog Wilhelm IV. im Jahre 1545 offenbar im Großraum München veranstalteten Jagd wird berichtet, daß die Strecke neben zahlreichen Schalenwildarten auch „an Wölff 38“ zählte (WITTELSBACHER JAGD, 41). Aus den im Jahre 1418 vom Erzbischof Eberhard III. von Salzburg erlassenen Anweisungen für den Jägermeister und sein Personal ist u.a. zu entnehmen, daß es spezielle Bärenfänger gab, denen die Kurzhaltung des Raubwildes wie der Bären, Wölfe und Luchse oblag (WIESER, 40).

Im Gefolge des 30-jährigen Krieges war es offenbar in weiten Landesteilen zu einer geradezu explosionsartigen Vermehrung der Wölfe gekommen, wie aus den nachstehenden Äußerungen neutraler und damit absolut glaubwürdiger Zeugen zu entnehmen ist. So klagt 1642 Abt Friesenegger von Andechs über die vielen Wölfe in der Gegend (MATHÄSER, 27): „Man muß sich verwundern, wie die Wölfe sich vermehren und überhand nehmen. Sie haben von der Kloster-Herde 8 Lämmer, und ein Schaf, und von anderen (zu Erling) Kälber, und ein Füllen zerrissen. Beim Nieder-Wildbrät ist gar nichts mehr anzutreffen, man weiß nicht, haben sie solches versprengt, oder ganz aufgefressen.“

Aus der schon o. zitierten Chronik von Staufeneck (WIESER, 40) ist folgendes zu entnehmen: „Wölfe gab es im Pflegegericht Staufeneck und Plain häufig. Die Wolfsplage war besonders im Winter 1630 in Röhrnbach und „Wolfrazau“ groß. Wölfe gab es auch in der Nähe der Residenzstadt (Salzburg, Erg. d. Verfassers). Der Luchs war noch im ganzen Land zuhause. In der Glenn wurden 1600 „an die 15 Luchs“ gefangen! Am Untersberg wurde von den Staufeneckischen Jägern noch um 1700 auf Bären und Luchse gejagt. Der vorletzte Bär wurde 1825 in Großarl und der letzte 1830 am Schafberg erlegt.“

Desweiteren berichtet STUTZER (37), daß zur Zeit des Kurfürsten Maximilian I. der Klosterforst an der Seeseiten (zwischen Bernried und Seeshaupt, Erg. d. Verf.) zum Unterschlupf für elf landschädliche Wölfe geworden sei. „Bei einer Treibjagd hätten gar fünf alte Wölfinnen zwei Treiber angefallen, die nur mit aller Mühsal vor schlimmen Leibesschaden und schrecklichen Hinscheiden hätten bewahrt werden können.“

Einer Chronik von Ruhpolding (BERGMAIER, 4) ist zu entnehmen, daß besonders in den Jahren 1631 bis 1640 sich die Wölfe stark vermehrt hätten und daß es in der Zeit von 1690 bis 1714 besonders viele „Luxe“ gab. 1725 legt der Pflegeverwalter von Traunstein dem Kurfürsten erneut eine Bittschrift vor mit dem Ersuchen, die beiden herzoglichen Herrenhäuser mit Kapelle abreißen und das dabei zu gewinnende Material für den Kirchenneubau verwenden zu dürfen mit der Begründung, „daß sie als Jagdhäuser überflüssig seien, denn seit 100 Jahren gäbe es fast kein Wild mehr.“

Schließlich soll auch der bayer. Historiker HUBENSTEINER (11) noch zu Wort kommen mit der Auswertung einschlägiger archivarischer Quellen. Auch er zitiert zunächst den Abt Friesenegger von Andechs, berichtet sodann von regelrechten Wolfsjagden, zu denen die ganze Jägerei und Hunderte von Treibern aufgeboten wurden und belegt dies auch mit Zahlen: „So sind im alten Kurbayern im einzigen Jahr 1650 gleich 107 Wölfe erlegt worden; 1659 waren es 89; 1670 immer noch 32. Erst in der Max-Emanuel-Zeit haben wir dann ein rasches Absinken der Abschlußzahlen; 1680 waren es noch 25, 1710 nur mehr 3.“ 1827 sei schließlich der letzte Wolf des Bayer. Waldes erlegt worden

und 1836 der letzte im Oberland bei Egern am Tegernsee durch den Königl. Forstgehilfen Anton Hohenadl.

Zieht man Bilanz aus den vorgenannten, durch schriftliche Aufzeichnungen belegten „Berichte“, die sich sicher durch weitere Archivstudien noch erheblich vermehren ließen, so ist man sicher berechtigt, Hubensteiners Auffassung beizupflichten, daß „fast hundert Jahre lang die Wolfsplage zur Winterkälte dazugehörte“; dies um so mehr als die kleine Eiszeit zwischen 1600 und 1750 entsprechend strenge Winter zur Folge hatte. Und das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß auf alle Fälle den Bergwäldern entlang der Nordalpen von der Schweiz bis tief in den Salzburgerischen Bereich hinein und auch großen Teilen des vorgelagerten Oberlandes mindestens 50 Jahre lang eine Erholungs- und Rekreationspause vergönnt war, in der sich bei meist gegen Null tendierenden Schalenwildbeständen alle von Natur aus vorkommenden Baum- und Straucharten **großflächig** auf natürliche Weise verjüngen **und** der möglichen Verbißzone entwachsen konnten. Dies umso ungehinderter, als das Rotwild – soweit überhaupt noch vorhanden – bis weit in das 19. Jahrhundert hinein während der Zeit der Vegetationsruhe nach Norden in die Flußauen bis zur Donau hin abwanderte und erst im Frühjahr in die alpinen Einstände zurückkehrte. Damit war der Grundstock für eine bis in das 19. Jahrhundert hineinreichende artenreiche Bergwaldgeneration gelegt. „Wo der Wolf geht, wächst der Wald“ sagt ein Wort polnischen Ursprungs; und dort mußte man es ja wissen, waren doch weite Gebiete dieses Landes jahrhunderte lang gewissermaßen eine Art europäische Urheimat der Wölfe.

Und nochmals gab es eine, aber nicht so lange währende „Verschnaufpause“ nach Aufhebung des Jagdregals 1848 und der damit einhergehenden Bindung von Jagd- sowie Jagdausübungsrecht an das Eigentum von Grund und Boden durch die Nationalversammlung in Frankfurt (PLOCHMANN, 31). Aber schon relativ bald kam es in den bayerischen Alpen zu Einschränkungen der Waldwirtschaft zugunsten der Schalenwildhege. Und so blieb es – etwa von 1860 ab beginnend – dem Hofjagdbetrieb und seinen Nachahmern aus dem Geburtsadel und der Geldaristokratie vorbehalten, diesen für die nachhaltige, natürliche

Waldverjüngung so vorteilhaften Zustand allmählich, aber auch gründlich zu beenden. Einen gewissen Vor-schub leistete – ungewollt – dabei die damals seitens der forstlichen Wissenschaft entwickelte sog. Boden-reinertragslehre, die in ihrer Konsequenz einen ökolo-gischen Rückschritt bedeutete und die offenbar derzeit in modifizierter Form „fröhliche“, aber unheilvolle Ur-stände zu feiern scheint. Diese Entwicklung, die Schritt für Schritt – im Detail oft genug beschrieben u.a. von MÜLLER (30), PLOCHMANN (31), SYRER (39) – die Waldwirtschaft mehr und mehr dem Diktat der Schalenwildhege unterwarf, gipfelte schließlich im Er-laß des Reichsjagdgesetzes, das den Trophäenkult weit-gehend zum Maßstab jagdlichen Denkens und Han-delns machte. Mit welch unbekümmerter Leiden-schaft man vor allem in Hofjagdzeiten der Jagd auf Rotwild huldigte, das man durch die Einführung der Winterfütterung zum ganzjährigen Standwild in den Bergwäldern gemacht hat, wurde von ACHLEITNER (1) in anschaulichster Weise in seinem Buch „Jagdpa-radise in Wort und Bild“ dargestellt. Leider wurden maßgebliche Bestandteile des Reichsjagdgesetzes in das heute gültige Bundesjagd- und in das bayer. Jagd-gesetz übernommen und wirken so bis in unsere Tage. Inzwischen hat sich zwar einiges zugunsten des Waldes geändert; so erlaubt beispielsweise das jetzt gültige Ge-setz die Drück- und Riegeljagd sowie das Ankirren von Wild und die Winterfütterung wird auf das unum-gänglich (?) notwendige Maß beschränkt. Aber die Auswirkungen dieser „Vergünstigungen“ lassen auf sich warten und so kommt man nicht umhin, all diese „Fortschritte“ halbherzig und in ihrem Vollzug be-scheiden zu nennen. Wie wäre es beispielsweise sonst möglich gewesen, daß ein bergwaldbesitzender Land-wirt sein Recht, gegen Beschlüsse seiner „Zwangs“-Jagdgenossenschaft Klage zu erheben, in einem bis vor das Bundesverwaltungsgericht getriebenen Prozeß er-streiten mußte und dies gegen den geradezu erbitter-ten, mit wahrlich exzessiver Paragraphenfuchseriei be-triebenen Widerstand der staatlichen Jagdbehörden. Und das wäre nicht erfolgreich durchzuziehen gewe-sen, wenn nicht eine Reihe dem Naturschutz ver-pflichteter Verbände in richtiger Wertung der Angele-genheit gewissermaßen die finanzielle Bürgschaft ge-leistet hätten.

Wie sehr die durch das Schalenwild am Wald verursachten Schäden von offizieller Seite immer noch als eine „quantité négligeable“ erachtet werden, war erst kürzlich einer Sendung des Bayer. Rundfunks (Bayern 3 „Unser Land“ am 02.08.1996) zu entnehmen, in der der Bayer. Landwirtschaftsminister und ein Vertreter des Bayer. Waldbesitzerverbandes zur sog. Forstreform Stellung nahmen. Dabei wurde mit Nachdruck dem Abbau der Personalkosten, der Einführung kaufmännischer Methoden beim Holzverkauf, allen Bestrebungen zur Wiedererhöhung der Holzpreise und der unbürokratischen Erweiterung der Entscheidungsspielräume der Betriebsleiter das Wort geredet. Aber es fiel **kein** Wort über das Problem der durch das Schalenwild verursachten Waldschäden und dies angesichts des Umstandes, daß der Bayer. Oberste Rechnungshof vor nicht allzulanger Zeit die durch Wildschäden verursachten bzw. die zu deren Vermeidung notwendigen Zaunbau- und Unterhaltungskosten in Millionenhöhe der Bayer. Staatsforstverwaltung vorgerechnet und dem Parlament zur Kenntnis gebracht hatte. In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, an die einschlägigen Ausführungen PLOCHMANN'S (31) zu erinnern: „Hohe Schalenwildbestände haben die Rückführung dieser Bestockungen in naturnähere, die ökologisch vielfach erforderlich und auch ökonomisch wünschenswert wären, verhindert, zumindest aber unwirtschaftlich verteuert. Für die Forstwirtschaft wurden die Schalenwildbestände zu einem Faktor, der den Forstbetrieben die Freiheit der Zielwahl und des Handelns raubte und ihnen Kostenmehrungen und Ertragsminderungen aufbürdete, die in einem krassen Mißverhältnis zum Ertrag der Landnutzung Jagd standen und stehen. Die Toleranzgrenze solchen Schadens läßt sich aber klar ziehen. Sie ist überschritten, wenn die forstwirtschaftlichen Ziele einer ordnungsgemäßen, also einer an praktischen und wissenschaftlichen Erkenntnis ausgerichteten Forstwirtschaft nicht mehr oder nur mehr mit unzumutbaren Mehrkosten oder Mindererträgen erreicht werden können. Die Grenze läßt sich in Schadenswerten, physischen oder monetären, eindeutig festlegen. Sie ist selbst dann überschritten, wenn der Schaden abgegolten wird. Das Interesse des Waldbesitzers liegt eindeutig nicht auf Schadensentgeltung, sondern auf der Gewährleistung

eines strikten Schutzes vor übermäßigen Wildschäden.“

Waldweide und Streunutzung

- In diesem Zusammenhang sind auch die Gefährdungen der Bergwälder durch die Ausübung der Waldweide- und Streunutzungsberechtigungen zu nennen; letzteren kommt heute keine Bedeutung mehr zu. Die Waldweide dagegen stellte und stellt zu allen Zeiten – auch wenn ihre Folgen nicht so flächendeckend wie die Wildschäden in Erscheinung treten (SCHREYER und RAUSCH 35) – eine zusätzliche und durch Verbiß- und bodenverdichtende Trittschäden durchwegs beeinträchtigende Belastung vor allem in gemischten Jungbeständen dar. Denn auch das Weidevieh bevorzugt die weichen Nadeln der jungen Tannen, die zarten Blätter von Buche, Ahorn, Linde und anderen Laubhölzern vor den starren Nadeln der Fichten. In Erkenntnis dieses Sachverhaltes hat man nach dem Scheitern einschlägiger Bestimmungen des Bayer. Forstrechtgesetzes ab den 60er Jahren auf dem Wege vertraglicher Vereinbarungen zur Trennung bzw. zur Ordnung von Wald und Weide bedeutende Erfolge erzielt, die zu weiterem diesbezüglichen Vorgehen ermutigen. Dies mit Nachdruck fortzusetzen erscheint unbedingt erforderlich, da eine wie auch immer traditionell oder auch mehr ökologisch ausgerichtete Almwirtschaft mehr denn je auf die Einbettung und Umrahmung durch schutzwirksame Bergmischwälder angewiesen sein wird (JOBST 13, 14). Deren Erhaltung wird auch durch eine noch so großzügige finanzielle Förderung der Almwirtschaft nicht ersetzbar sein.

Fremdenverkehr und Bergtourismus

- Einzubeziehende in den Kreis der Betrachtungen ist die Rolle, die der Fremdenverkehr im weitesten Sinne des Wortes spielt. Freizeitnutzungen aller Art – heute auch im alpinen Raum zu einem Wirtschaftsfaktor ersten Ranges geworden – belasten auch die Bergwälder teils unmittelbar durch die Inanspruchnahme von Flächen, teils in vielfältiger Weise mittelbar, die von der Beunruhigung von

Wildtieren bis zur Auslösung von Lawinen, aber auch von Rutschungen und Vermurungen reicht (JOBST, KARL, 20).

Nicht nur Naturschutzverbände, auch ein- und weitsichtige Manager dieses Wirtschaftszweiges sind längst zur Überzeugung gelangt, daß man vor allem auf dem Gebiet der Erschließung sowie der Entwicklung und Propagierung extremer Sportarten da und dort schon zu weit gegangen ist. Für die Sportverbände eröffnet sich hier noch ein weites Feld von Aufklärungs- und Erziehungstätigkeit, das notfalls auch durch drastische Maßnahmen ergänzt werden müßte. So ist es z.B. dem Verfasser dieser Zeilen nicht einsichtig zu machen, daß aufgelockerte Schutzwälder von Tiefschneeabfahrten durchpflügt werden, daß auch noch gefrorene Wasserfälle zum Eisklettern oder entlegenste Wildwasserschluchten zu waghalsigen und spektakulären „Canyoning“-Kunststücken benutzt werden müssen, weil im allgemeinen der Anmarsch zu solcherart fragwürdigem Natur-„Genuß“ mit unnötigen Beeinträchtigungen verbunden ist.

Erfreulicherweise machen sich – wenn auch noch schüchterne – Versuche zu sog. Rückbaumaßnahmen in Form von Renaturierungen von Skiabfahrten bemerkbar, deren Beispiel zur Nachahmung nur wärmstens empfohlen werden kann (DIETHMANN, POLZER und SPANDAU, 9).

Man wird jedoch realistischer Weise davon auszugehen haben, daß die Fremdenverkehrsindustrie in diesem zu den begehrtesten Erholungsgebieten Deutschlands gehörenden Alpenraum auch künftig ein nicht mehr wegzudenkender Wirtschaftsfaktor sein wird (KARL 19, 20).

Allerdings wird die Fremdenverkehrsindustrie gut beraten sein, wenn sie – sozusagen über den eigenen Gartenzaun hinausgehend – alle sich nur bietenden Möglichkeiten nutzt, um nicht nur einen Erhalt, sondern den notwendigen Wiederaufbau tatsächlich schutzwirksamer und erholungsträchtiger Bergmischwälder zu unterstützen, und wenn sie sich nicht ihren eigenen Ast absägen will (JOBST 16, JOBST und KARL 17, KARL 21).

Die neuartigen Waldschäden

– Gewissermaßen all die bisher genannten Gesichtspunkte überlagernd und durchdringend, gesellen sich endlich die zivilisatorisch verursachten neuartigen Waldschäden hinzu, die – dem gegenwärtigen Erkenntnisstand entsprechend und etwas vereinfachend ausgedrückt – unsere Wälder in mindestens zweifacher Hinsicht erleiden: einmal durch den übermäßigen, weil ungesund wachstumsfördernden Eintrag von Stickstoff in die Böden und von in ihrer Zahl und Wirkung wahrscheinlich noch nicht gänzlich erkannten Giften ebenfalls in die Böden und in das Grundwasser; und zum zweiten in unmittelbarer Weise durch aus der Luft auf die Assimilationsorgane der Bäume einwirkende Schadstoffe. Beide Schadstoffkomplexe zusammen schwächen – je nach Baumarten, und nach Witterungsabläufen in ihrer Intensität schwankend – die physische und mechanische Widerstandskraft des Einzelindividuums ebenso wie die des ganzen Ökosystems Wald (JOBST und KARL 17). Man muß nun beileibe kein Prophet sein, um vorhersagen zu können, daß auch der Wald mit diesem Übel noch geraume, in Zahlen kaum bestimmbare Zeit leben müssen; dabei handelt es sich doch um ein weltweites Problem, dem auch bei größten Anstrengungen im eigenen Land höchstens „millimeterweise“ beizukommen ist. So bezweifelt beispielsweise der Welt-Energie-Rat wohl mit Recht, daß die Industrienationen es schaffen werden, bis zum Jahr 2000 ihren Kohlendioxyd-Ausstoß auf das Niveau von 1990 zu drücken (Südd. Zeitung vom 18.07.96). Und der deutsche Sachverständigenrat für Umweltfragen scheint nicht recht viel optimistischer zu sein. Bedenkt man, daß hierzu-lande noch nicht einmal die Autos ohne Katalysator völlig aus dem Verkehr gezogen sind, daß im Gegensatz zu den meisten europäischen Ländern allein schon der Gedanke an eine Geschwindigkeitsbegrenzung auf den Autobahnen immer noch als eine gesellschaftspolitische Diskriminierung empfunden wird und, daß die Versuche der Umlenkung des als einer der Hauptverursacher ausgemachten Fernlastverkehrs von der Straße auf

die Schiene noch keineswegs einen Durchbruch erzielt haben, dann besteht zu Optimismus auch wenig Anlaß. Und dies erst recht nicht, wenn man – was im vorliegenden Fall von besonderer Bedeutung wäre – feststellen muß, daß der Bau einer wirklich leistungsfähigen alpinen Eisenbahntransversale über den Brenner zwar seit 20 Jahren diskutiert wird, aber noch nicht einmal über ein unumstrittenes Planungsstadium hinaus gediehen ist; wobei auch noch zu bedenken wäre, daß damit die Problematik der zusätzlich belasteten Zulaufstrecken keineswegs gelöst ist.

Bevor nun auf die aus diesen Betrachtungen zu ziehenden Konsequenzen eingegangen wird, seien einige Kernsätze aus einer vom Alpenforschungsinstitut GmbH Garmisch-Partenkirchen kürzlich herausgegebenen zusammenfassenden Darstellung der Ergebnisse zum Thema „**Erhaltung der Bergwälder im Deutschen Alpenraum**“ als Vorbereitung für einen Workshop vom 26.03.96 zitiert:

„In der Forstwirtschaft werden wildökologische Aspekte zu wenig berücksichtigt, dies wird meist der Jägerschaft und den Forschungseinrichtungen überlassen. Das Wild wird als waldbaulicher Standortfaktor kaum berücksichtigt. Die Forstwirtschaft muß ihrer Verantwortung für das Beziehungsgefüge Wald-Wild im Rahmen ihres gesetzlichen Auftrages gerecht werden und ihre Handlungsweise sowohl an waldbaulichen wie auch an wildökologischen Gesichtspunkten orientieren.“ Und an anderer Stelle weiter: „Die Berücksichtigung dieser ethischen Prinzipien im Umgang des Menschen mit der Natur und gerade mit Wildtieren wirft einige Fragen auf: Beide, Mensch und Tier haben das Recht auf körperliche Unversehrtheit. Ist der Mensch nun befugt, den Lebensraum des Wildtieres zu beschränken? Ist er befugt, über die Ausrottung bzw. den Totalabschuß von Wildtieren auch nur nachzudenken, geschweige denn ihn zu praktizieren? Das Schalenwild hat einen ethisch begründeten Anspruch auf Erhaltung als Lebewesen, das einen Bereich des Ökosystems Wald darstellt, ebenso hat der Mensch Anspruch auf Wilderlebbbarkeit und Erholung. Das Problem liegt hierbei in der diesem Umstand Rechnung tragenden angepaßten Handlungsweise des Menschen.“

Da diese Druckschrift dem Vernehmen nach vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie finanziell gefördert sowie mit einem sehr anerkennenden Prädikat versehen wurde und damit als hochrangig fachlich akzeptiert betrachtet werden muß, seien dazu einige Bemerkungen erlaubt:

Daß das Wild von den Forstleuten als waldbaulicher Standortfaktor kaum berücksichtigt werde, zeugt angesichts einer kaum mehr überschaubaren einschlägigen Literatur und entsprechender, periodisch erstellter Schadensberichte von einer nur schwer verständlichen Unkenntnis der Verfasser. Diesen dürfte doch überdies die Tatsache nicht entgangen sein, daß die europäischen Kulturlandschaften einschließlich der Alpen sehr labilgewordene, nur durch menschliche Eingriffe zu erhaltende Ökosysteme sind (KARL 19, 21). Dazu gehört auch, daß der Mensch die Schalenwildbestände systemgerecht regulieren und als Jäger die von ihm ausgerotteten Großräuber ersetzen muß. Und abgesehen davon, daß der Verfasser dieser Zeilen vergeblich nach einer Erläuterung gesucht hat, wie denn ein den Standortfaktor Wild berücksichtigender Waldbau konkret aussehen soll, muß deshalb jedem mit den derzeitigen Verhältnissen in den alpinen Wäldern Bayerns einigermaßen Vertrauten klar sein, daß man einfach nicht beides zugleich wollen und erst recht nicht haben kann: nämlich einen für die Jagd und für die „Wilderlebbbarkeit“ attraktiven Schalenwildbestand und gleichzeitig einen schutzwirksamen und damit landeskulturell funktionsfähigen Bergmischwald, noch dazu, wenn dieser in der gewünschten Form vielfach gar nicht mehr vorhanden ist, sondern erst wieder geschaffen werden muß. Und deshalb sollte man aufhören, sich mit den auch gut gemeinten „Heile-Heile-Segenswünschen“ selber in die Tasche zu lügen, sondern endlich die einzig möglichen, richtigen Schlüsse aus den unumstößlichen Tatsachen ziehen.

Die Schlußfolgerungen

Angesichts der dargestellten derzeit unabänderlichen Gegebenheiten kann die Forderung nur lauten: Baldmöglichster und mit eiserner Konsequenz betriebener Umbau aller standortfremden Nadelholzreinbe-

stände und auch aller sonstwie artenarm gewordenen Bestockungen in naturnahe Bestände, in denen **alle** jeweils standortgemäßen Baum- und Straucharten in ausreichender Zahl und in räumlich günstiger Verteilung vertreten sind. Aufgrund zahlreicher wissenschaftlicher Untersuchungen, wie sie z.B. schon vor Jahren u.a. von SCHREYER und RAUSCH (35), MEISTER (29) in Bergwäldern durchgeführt worden sind, und ebenso vieler praktischer Erfahrungen steht fest, daß die natürliche Verjüngungskraft auf allen Standorten und Höhenlagen ungebrochen und ausreichend gegeben ist. Natürlich verjüngen kann sich aber nur das, was auch als Samenträger vorhanden ist und so wird es sich als unumgänglich erweisen, das Fehlende durch Saat und Pflanzung zu ergänzen. Es muß sich also zur meist ohnehin überreichlich vorhandenen Fichte die Tanne, ferner je nach Standort (Höhenlage, Relief, Exposition und geologischer Untergrund) die Kiefer, die Lärche, die Zirbe, die Latsche, in seltenen Fällen wohl auch die Spirke gesellen und nicht zuletzt die Eibe, die früher – wie schon erwähnt – offenbar einen nicht zu unterschätzenden Anteil einer noch weitgehend natürlichen Bestockung ausmachte. Gerade diese seit langem an den Rand der Existenz gedrängte Baumart wird sich aufgrund ihrer Lang- und Zählebigkeit, ihrer geradezu phänomenalen Anpassungsfähigkeit an die unterschiedlichsten Standortbedingungen, ihres vitalen Stockausschlagvermögens, ihrer enormen Widerstandsfähigkeit gegen Schädlinge und ihrer Standfestigkeit als unverzichtbar erweisen (SCHEEDER 33, BAYER. LANDESANSTALT FÜR WALD UND FORSTWIRTSCHAFT 3).

Der erfreulicherweise meist noch einigermaßen zulänglich vertretenen Rotbuche sind beizugeben die Hainbuche, die drei heimischen Ahornarten (Berg-, Spitz- und Feldahorn), die inzwischen auf Resistenz gegen das Ulmensterben gezüchtete Bergulme, die beiden Lindenarten (Sommer- und Winterlinde bzw. ihre Bastarde), die Esche, die Stieleiche, die heimischen, im Bergland natürlich vorkommenden Weidenarten und schließlich noch eine ganze Reihe sog. Bunthölzer wie Vogelbeeren, Mehlbeeren, die Wildobstarten (Wildkirsche, Wildbirne, Wildapfel), die Birken, die Aspe sowie endlich auch noch die 3 Erlenarten (Schwarz-, Grau- und Grünerle). Ebenso reichhaltig ist die Palet-

te der infrage kommenden Straucharten: zu nennen sind hier die beiden Weißdornarten, die Prunusarten (Schlehdorn und Traubenkirsche), Hartriegel, Liguster, schwarzer und Hirschholunder, Geißblatt, die beiden Schneeballarten, der Faulbaum, das Pfaffenhütchen, die Felsenbirne, die Berberitze, die Haselnuß, der Wacholder und schließlich auch die fast völlig ausgemerzte Stechpalme; dabei wird weder in Bezug auf die Baum- als auch auf die Straucharten der Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Nur auf eine solche Weise kann auf Dauer eine optimale, alle Bodenschichten erfassende und durchdringende Durchwurzelung, ein reichhaltiges, biologisch aktives und die Humusbildung förderndes Mikrobenleben, ein stufiger Bestandsaufbau und ein dementsprechend günstiges Waldbinnenklima erreicht werden. Und nur so kann das „Immunsystem“ künftiger Bergwälder so gestärkt und ihre Abwehrkräfte so mobilisiert werden, daß sie in der Lage sind, den auf sie zukommenden Gefährdungen biotischer und abiotischer Art zu widerstehen. Auf welchen Standorten eine so beschriebene Anreicherung mit den genannten Baum- und Straucharten erfolgen kann bzw. muß, darüber liefert die Kenntnis ihrer natürlichen Verbreitungsgebiete und eine inzwischen großflächig durchgeführte Standorterkundung hinlänglich gesicherte Unterlagen.

Es liegt auf der Hand, daß solche Umbaumaßnahmen nur dann sinnvoll durchzuführen und auch finanzierbar sind, wenn der Schalenwildbestand solange entsprechend ausgedünnt wird und bleibt, bis alle genannten, durch Naturverjüngung oder künstlich großflächig eingebrachten Baum- und Halbbaumarten dem Äser des Schalenwildes entwachsen und daher in ihrem dauernden Fortkommen gesichert sind; dies wird je nach Standort und Witterungsablauf aufgrund der auch unter Zaunschutzmachten Erfahrungen 20 bis 50 Jahre dauern. Ansatzpunkte dafür sind bereits vorhanden nämlich dort, wo es einigen tatkräftigen Forstamts- u. Jagdleitern, im Rahmen der angelauten Schutzwaldsanierung gelungen ist, den Schalenwildbestand soweit zu reduzieren, daß sich Tanne, Buche und Ahorn ohne Zaun- bzw. sonstigen Schutz mit Erfolg natürlich verjüngen.

Im Prinzip ist die Forderung nach solchen Renaturierungsprojekten, welche unsere alpinen Bergwälder

in Hinblick auf ihre Schutz- und Wohlfahrtswirkungen und damit für die Erfüllung ihrer landeskulturellen Aufgabe wieder voll funktionsfähig machen sollen, längst durch mehrere, einstimmige Beschlüsse des Bayer. Landtags sanktioniert. Sie wird bekräftigt durch den Bayer. Ministerpräsidenten, der sich bereits 1989 in seiner Eigenschaft als damaliger Innenminister anlässlich der öffentlichen Vorstellung der in seinem Ressort verfaßten Broschüre „Wildbäche und Lawinen“ dahingehend geäußert hat, daß nur durch eine umgehende und nachhaltige Verminderung der überhöhten Wildbestände die Bergwälder und die Existenz des Lebens- und Wirtschaftsraumes Alpen zu retten sei (Abendzeitung München v. 06.10.1989).

Dabei kann und soll nicht verschwiegen werden, daß damit keineswegs schon die Voraussetzungen geschaffen sind, um die Bergwälder nun völlig sich selbst überlassen zu können. Es bedarf vielmehr nach wie vor pflegerischer Maßnahmen, so insbesondere zeitgerechter, verjüngungsfördernder Eingriffe in die Altbestände und auch der Mischwuchsregelung vor allem im Jungwuchs- und Dickungsalter. Die Kosten dafür ersparen zu wollen, hieße zwar „A“ sagen, sich dem darauf zwangsläufig folgendem „B“ aber zu versagen, hieße einem sich bereits abzeichnenden Erfolg den endgültigen Durchbruch in die Vollendung zu verweigern. Waldwirtschaft – gleichgültig, ob sie mit Schwerpunkt „Rohstoffherzeugung“ oder „Wohlfahrtswirkung“ betrieben wird – ist nun einmal immer eine weit über die gegenwärtige Wirtschaftsgeneration hinaus sich stellende Aufgabe und daher können in die Verjüngung und Pflege zu tätige Investitionen auch nicht an augenblicklichen wirtschaftlichen Gegebenheiten, seien es finanzielle Engpässe oder personelle Schwierigkeiten, gemessen werden. Wie immer sich Voraussetzungen und Bedingungen menschlichen Daseins entwickeln und gestalten mögen, ist es kaum denkbar, daß auch in ferner Zukunft jemals auf einen der umweltfreundlichsten aller nachwachsenden Rohstoffe, nämlich das Holz, verzichtet werden könnte. Wahrscheinlicher ist vielmehr ein auf die Dauer gesehen steigender Bedarf. Und noch weniger entbehrlich wird der naturnahe Wald als Quelle vielgestaltiger Wohlfahrtswirkungen sein (BRINKMANN 7). In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, ein

Wort von Wilhelm Pfeil (1783 - 1859) zu zitieren, der wohl mit Recht als einer der Begründer einer naturnahen, dem Prinzip der Nachhaltigkeit verpflichteten Forstwirtschaft im europäischen Raum anzusehen ist: „Nichts ist täuschender als die Ersparung von Administrationskosten durch Einziehung von Forstdienststellen. Der Gewinn durch ersparten Gehalt liegt allerdings vor Augen; was aber durch eine weniger sorgfältige Benutzung der Gegenwart und weit mehr noch der Zukunft verloren geht, erfährt die obere Behörde niemals so bald. Das Fortschreiten zu einer besseren Waldwirtschaft ist nicht besser aufzuhalten als durch eine rücksichtslose Bildung zu großer Verwaltungsbezirke.“ (HASEL 10).

Einwände gegen eine solchermaßen vorzuziehende Sanierung der Bergwälder wird es einige geben. Zwei davon sollen hiermit diskutiert werden: Der eine wird verständlicherweise aus der Jägerschaft bzw. aus den Reihen ihrer politischen Lobby kommen mit der Behauptung, all das führe unweigerlich zur Ausrottung des Schalenwildes, bedeute das Ende der Jagd im Bayer. Alpenraum, damit auch einer jahrhunderte alten jagdlichen Tradition, und dies sei nicht „vermittelbar“. Darauf kann die Antwort nur lauten: Wir leben in einer Zeit, in der jetzt und wahrscheinlich auch noch auf Jahre hinaus allen Bürgern Entbehrungen zugemutet werden und werden müssen, die für viele weit über den Verzicht auf Annehmlichkeiten und liebge-wordene (sportliche) Betätigungen hinausgehen und zwar, ohne daß im einzelnen vorher gefragt wird, ob dies vermittelbar sei oder nicht. Des weiteren kann von einer Ausrottung des Schalenwildes ebenso wenig die Rede sein wie vom Ende der Jagd. Gefordert wird zugegebenermaßen eine längere Unterbrechung der konventionellen Jagd Ausübung, da das notwendige Ausdünnen und Niedrighalten der Wildstände am besten von Berufsjägern zu besorgen sein wird.

Die Jägerschaft unserer Tage ist daher aufgerufen, sich ihrer Verantwortung bewußt zu werden und sich in der notwendigen jahrelangen Geduld zu üben. Und vollends zur Nachdenklichkeit sollten die den Kern der Sache treffenden, nachstehend zitierten Sätze mahnen: „Ein wichtiges Mittel, ja, vielleicht das wichtigste, um die Äsungsverhältnisse des Hochwildes, aber auch

des Rehwildes, im Walde zu verbessern, ist die Verminderung des Wildstandes auf das tragbare Maß. Zahlen sind hier nicht angebracht, d.h. es ist nicht möglich, zu sagen, daß in allen Revieren zwei Stück Rotwild je 100 ha angemessen sind. Es gibt Reviere, wo vier Stück je ha unbedenklich gehalten werden können, und es gibt Reviere, die durch arme Böden und menschliche „Weisheit“ soweit gebracht sind, daß ein Stück auf 500 ha schon zuviel ist. Über die in den reinen Nadelholzwüsten durch das Rotwild angerichteten Schäden habe ich schon an anderer Stelle berichtet. Sie dürfen sich nicht wiederholen. Aber das Bestreben der Forstwirtschaft, nun das Steuer herumzuwerfen, und aus Holzfabriken, nicht etwa nur im Interesse des Wildes, wohl aber der Gesunderhaltung des Waldes, wieder das zu machen, was die Bezeichnung „Wald“ wirklich verdient, dieses Bestreben verlangt vom Jäger ein weitgehendes Opfer über Jahre hinaus, in denen der Rotwildstand in solchen Revieren auf ein Minimum verringert wird, das gerade noch ausreicht, um einen Wiederaufbau in späteren Zeiten zu ermöglichen. Ich glaube, der Jäger sollte sich in dieser Beziehung das Denken des Forstmannes zu eigen machen, der auch auf die Ernte seiner Arbeit verzichten und in Zeiträumen denken muß, die weit über seinen Tod hinausgehen...“. Diese Sätze stammen bezeichnenderweise aus der Feder Ulrich SCHERPINGS (34), dem Leiter des damaligen Reichsjagdamtes und einem der maßgeblichen Initiatoren des Reichsjagdgesetzes. Und genau darum geht es: wieder einen Wald zu schaffen, der diesen Namen wirklich verdient und der dann auch zugleich wieder einmal artgerechte Heimat für Wild ist, dem Bezeichnung „Wildtier“ angemessen ist und das in einem solchen Wald auch wieder einen ihm gemäßen Lebensraum mit ausreichender Äsung und Deckung findet. Was für das von Scherping vornehmlich genannte Rotwild zutrifft, gilt im Hochgebirge selbstverständlich auch für Reh- und Gamswild. Wie rasch übrigens selbst Bestände völlig ausgerotteter Wildarten hierzulande wieder aufzubauen sind, beweist die bereits gelungene Einbürgerung des Luchses und noch mehr die des Bibers, der laut Mitteilung des Bayer. Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten bereits 1994 in 34 Bayer. Forstämtern wieder heimisch geworden ist, eine Zahl, die sich inzwischen fast verdoppelt haben dürfte. (KIENER und STRUNZ 24).

Ein weiterer Einwand könnte aus den Reihen der Waldbesitzer kommen, die von den Einnahmen aus dem Holzverkauf leben wollen und müssen – wozu schließlich auch die staatl. Forstverwaltung gehört –, indem sie den Verlust an produktiver Fläche durch die Einbringung so „unnützer“ Bestandesglieder wie z.B. Weiden, Aspen, Erlen und der Sträucher beklagen. Verluste dieser Art werden allerdings durch eine weitestgehende kostenlos Naturverjüngung der Nutzholzarten anstelle von Pflanzung und jahrelanger Zäunung der Kulturen vielfach aufgewogen. Auch Laubholzmischbestände sind nicht völlig gegen Windwurf- und -bruch gefeit – wie die Stürme der 90er Jahre gezeigt haben – aber gemischte und vor allem entsprechend stufig aufgebaute Wälder sind erfahrungsgemäß doch betriebssicherer, ein Bonus, der allerdings erst über lange Zeiträume zu Buche schlägt und deshalb auch schwer in Mark und Pfennig zu erfassen ist. Im übrigen kann niemand heute vorhersehen, welche Holzarten in 150 bis 250 Jahren auf dem Markt gefragt sind und eine auf Bestellung produzieren wollende Forstwirtschaft hat sich schon immer als „Holzweg“ erwiesen, nie aber eine, die dem von der Natur gewiesenen Weg gefolgt ist. Der Holzverwertungsreferent der bayer. Staatsforstverwaltung wäre wahrscheinlich derzeit froh, wenn er statt einem Übermaß an Nadelholz eine breite Palette von Laubhölzern in belangvollen Mengen anbieten könnte, die allemal noch ihren Preis haben.

Eine kritische Frage kann in solchem Zusammenhang nicht unterdrückt werden, nämlich, ob es nicht in vieler Hinsicht sinnvoller und erfolgversprechender wäre, die Millionen, die für die Erweiterung des Nationalparks Bayer. Wald vorgesehen sind, im alpinen Raum einzusetzen, statt in das genannte Projekt, das ganz offensichtlich mit Zugeständnissen erkaufte werden müßte, die geeignet sind, die Nationalpark-Idee zu verwässern.

Alles in allem gesehen könnte endlich Wirklichkeit werden, was KÖSTLER (25), der als Hochschullehrer einer Generation von Forstleuten Waldbau auf ökologischer Grundlage in Theorie und Praxis nahegebracht hat, in seiner damals vielbeachteten und heute noch richtungsweisenden Rede anlässlich der Tagung des

Deutschen Forstvereins 1954 in München postuliert hat, nämlich, daß Waldbau sich als Kulturaufgabe in des Wortes weitester und umfassendster Bedeutung darstellte. Nur in einem Punkt irrte Köstler, der in der Wildfrage resigniert hatte, nämlich, daß man mit dem Bau kilometerlanger Zäune einen gescheiterten Ausweg gefunden habe. Um so mehr fühlt sich der Verfasser dieser Zeilen als Schüler Köstlers veranlaßt, hiermit einen anderen, vor allem sparsameren Ausweg vorzuschlagen. Man habe also den Mut, unverzüglich ans Werk und mit gutem Beispiel auch für die alpinen Nachbarländer tatkräftig voranzugehen nach der Devise, die SCHÄDELIN (32) ein weit über die Grenzen seiner Schweizer Heimat hinaus anerkannter Vertreter einer naturnahen Waldpflege an den Anfang seines Buches gesetzt hat:

„Das Ziel ist hoch und fern
Der Weg beginnt hier und heute“

Anschrift des Verfassers:

Dr. Ernst Jobst
Gelbhofstraße 3
81375 München

Schrifttum:

- (1) Achleitner, A. (1913): Jagdparadiese in Wort und Bild, 245 Seiten, Berlin, Verlag Gebrüder Paetel
- (2) Alpenforschungsinstitut GmbH (1996): Erhaltung der Bergwälder im Deutschen Alpenraum, unveröffentlicht. Manuskript, 93 Seiten, Zusammenfassende Ergebnisse als Vorbereitung für den Workshop vom 26.3.1996
- (3) Bayerische Landesanstalt für Wald und Forstwirtschaft: Unterlagen zur Erhaltung und Förderung der Eibe, 44 Seiten, LWF/SG I
- (4) Bergmeier, P. (1953): Ruhpolding – Heimatbach aus dem Miesenbach, 624 Seiten, Eigenverlag der Gemeinde Ruhpolding
- (5) Bernhart, A. (1988): Waldentwicklung, Verjüngung und Wildverbiß im Obb. Bergwald, Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen, Jahrgang 139, Heft 6, S. 463 - 484
- (6) Bernhart, A. (1990): Entwicklung der Bestockung im Bergwald Oberbayern seit 1960, Forstwissenschaftliche Forschungen, Heft 40, S. 19 - 29, Verlag Paul Parey, Hamburg und Berlin.
- (7) Brinkmann, D. (1996): Der Schutzwald in den bayerischen Alpen, unveröffentl. Manuskript (Vortrag bei Tagung der Arbeitsgemeinschaft Alpenländischer Forstvereine, 13./14.06.1996 in Hindelang)
- (8) Bülow von, G. (1962): Die Südwälder von Reichenhall, Mitteilungen aus der Staatsforstverwaltung Bayerns, 33. Heft, 316 S., München
- (9) Diethmann, Th.; Polzer, E. u. Spandau, L. (1995): Renaturierung eines Skigebietes, Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V., S. 87 - 130, München
- (10) Hasel, K. (1983): Das Bleibende im Werk von Wilhelm Pfeil, Der Forst- und Holzwirt, 38. Jahrgang Nr. 10, S. 245 - 252
- (11) Hubensteiner, B. (1985): Ein Wolf fraß die Schwaigerdirm ..., Der Turmschreiber-Kalender, 288 Seiten, W. Ludwig Verlag München
- (12) Imfeld, R. (1981): Wild und Jagd in Obwalden, Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen, Jahrgang 132, S. 608 - 609, Bühler Druck AG Zürich
- (13) Jobst, E. (1962): Über die Beziehung zwischen Land- und Forstwirtschaft im oberbayerischen Bergbauerngebiet, Mitteilungen aus der Staatsforstverwaltung Bayerns, 32. Heft, 165 Seiten, München
- (14) Jobst, E. (1979): Was wird aus unseren Almen? Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V., S. 41 - 59, München
- (15) Jobst, E. (1986): Stirbt der Bergwald – steigt die Gefahr für den Bergsport? Zeitschrift des Österr. Institut für Schul- und Sportstättenbau, Nr. 4, S. 179 - 195, Wien
- (16) Jobst, E. (1988): Unabwendbare Naturkatastrophen in den Alpen – schon immer? Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V., S. 11 - 16, München
- (17) Jobst, E. und Karl J. (1984): Mögliche Folgen des Waldsterbens im Hochgebirge, Forstwissenschaftl. Centralblatt, S. 186 - 194, Hamburg und Berlin
- (18) Karl, J. (1985): Steilhangwälder in den Alpen – Wälder ohne Zukunft, ders., S. 13 - 37
- (19) Karl, J. (1985): Der Alpenraum – heute, Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V., S. 161 - 174
- (20) Karl, J. (1990): Zerstörung der Bergwelt durch Tourismus, ders., S. 13 - 20
- (21) Karl, J. (1993): Unsere Umwelt Alpen, ders., S. 13 - 37
- (22) Karl, J. (1994): Klimaveränderungen in den Alpen – einst und jetzt, Berg 94, Alpenvereinsjahrbuch 1994, S. 272 - 286, München – Innsbruck – Bozen
- (23) Kerner von Marilaun, A. (1968): Die Alpwirtschaft in Tirol, ihre Entwicklung, ihr gegenwärtiger Betrieb und ihre Zukunft, Österreichische Revue (Nachdruck), Wien
- (24) Kiener, H. und Strunz, H. (1996): Die Rückkehr des Luchses nach Ostbayern, Nationalpark 2/96, S. 6 - 13

- (25) Köstler, I. N. (1954): Waldbau als Kulturaufgabe, Allg. Forstzeitschrift, 9. Jahrgang, Nr. 38/39, S. 417 - 421
- (26) Liss, B.-M. (1990): Beweidungseffekte im Bergwald, Forstwissenschaftliche Forschungen, Heft 40, S. 50 - 63, Paul Parey-Verlag, Hamburg – Berlin
- (27) Mathäser, W. (1979): Andechser Chronik, 318 Seiten, Südd. Verlag München
- (28) Mayer, H. (1982): 10 ökologische Wald-Wildgebote, Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V., S. 59 - 82, München
- (29) Meister, G. (1988): Ziele und Ergebnisse forstlicher Planung im Oberbayerischen Hochgebirge, Forstwissenschaftl. Centralblatt, S. 97 - 130, Paul Parey-Verlag, Hamburg und Berlin
- (30) Müller, W.-E. (1988): Zur Geschichte der Rehwildjagd, Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V., München
- (31) Plochmann, R. (1985): Wald und Jagd, ders. S. 32 - 48, München
- (32) Schädelin, W. (1936): Die Durchforstung als Auslese- und Veredelungsbetrieb höchster Wertleistung, 124 S., Verlag Paul Haupt, Bern-Leipzig
- (33) Scheeder, Th. (1994): Die Eibe, 124 Seiten, IHW-Verlag, Eching
- (34) Scherping, U. (1950): Waidwerk zwischen den Zeiten, 289 Seiten, Paul Parey-Verlag, Hamburg und Berlin
- (35) Schreyer, G. und Rausch, V. (1978): Der Schutzwald in der Alpenregion des Landkreises Miesbach, 101 Seiten, Hrsg. Bayerisches Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, München
- (36) Schwarzenbach, F.-H. (1986): Die Verantwortung der Jäger für den Gebirgswald, Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V.
- (37) Stutzer, D. (1982): Zur Geschichte von Schloß und Park Bernried, Bayer. Rundfunk, Manuskript
- (38) Suda, M. (1990): Die Entwicklung der Schalenwildbestände im Bayer. Alpenraum seit Anfang des 19. Jahrhunderts, Forstwissenschaftliche Forschungen, Heft 40, S. 30 - 39, Paul Parey-Verlag, Hamburg und Berlin
- (39) Syrer, E. (1990): 150 Jahre Jagdpolitik, Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V., S. 1 - 9, München
- (40) Wieser, M. (1978): Schloß Staufenneck, 541 Seiten, Eigenverlag d. Gde. Piding
- (41) Wittelsbacher Jagd (1980): Sonderschau im Deutschen Jagdmuseum München, 151 S.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt](#)

Jahr/Year: 1998

Band/Volume: [63_1998](#)

Autor(en)/Author(s): Jobst Ernst

Artikel/Article: [Bergwald - quo vadis? Klimaänderung: Gefahr oder Chance für die Wälder der Alpen? 215-228](#)